

**FRANK MARTINUS ARION - DOPPELTES SPIEL**

Originaltitel: Dubbelspel

De Bezige Bij, Amsterdam 2020, 29. Auflage

Neuübersetzung aus dem Niederländischen von Lisa Mensing

[lisamensing@posteo.de](mailto:lisamensing@posteo.de)

S. 11-14, 170-178

## TEIL 1

### DER MORGEN UND DER VORMITTAG

[S. 11-14]

1

Zwischen Blenheim, dem jüdischen Friedhof aus dem 17. Jahrhundert, und Campo Alegre liegt Wakota, ein Vorort von Willemstad. Er liegt also „entre medio“, wie die Einwohner von Curaçao zu sagen pflegen, wenn man sie fragt, wie es ihnen geht. „Ach ja, entre medio“, „dazwischen“, was in der Regel bedeutet, sich zwischen Skylla und Charybdis zu befinden.

Die Reiseleiter erzählen oft etwas über den jüdischen Friedhof, aber schweigen wie ein Grab, was das florierende Hurendorf im Norden der Insel betrifft. Dieses Hurendorf besteht aus einem lebendigen Hotel mit ungefähr fünfhundert Zimmern, in denen man weibliche Gäste aus der ganzen Karibik sowie Süd- und Mittelamerika antreffen kann.

So, pack up your troubles and visit Curaçao! Hier gibt es ein traumhaftes Meer, saubere Seeluft und kerngesunde Frauen, die täglich vom Hoteldoktor untersucht und behandelt werden. Und wenn Sie sich schon auf die Reise machen, dann schauen Sie zum Spaß auch gleich in Wakota vorbei, diesem ruhigen Dörfchen, in dem es noch reichlich Platz zwischen den Häusern gibt.

Man wird sich in Wakota noch bestens daran erinnern, dass sich dort bis vor Kurzem jeden Sonntagmittag vier Männer bei einem von ihnen zum Dominospielen trafen: bei Boeboe Fiel. Sie fingen immer ungefähr um ein Uhr mittags an, nach ihrer *Sòpi di Mondongo*, dem traditionellen Sonntagsessen der Inseleinwohner. Gegen sechs Uhr hörten sie auf. Dann brach die Dämmerung herein, und kurz danach die unerbittliche Finsternis.

2

In Wakota gab es zwei Hügel: Santa Gloria, benannt nach der katholischen Kirche, die dort stand, und gegenüberliegend, aber etwas niedriger, Manchis Hügel. Der wurde so genannt, seit der aus Willemstad stammende Manchi sein gewaltiges Anwesen mit acht Schlafzimmern darauf gebaut hatte; oder, wie manche Wakotaner es poetischer formulierten: „sich auf Wakotas Hügel breitgemacht hatte“.

Zwischen den beiden Hügeln befand sich der große Tulaweg, der im Westen in die vierspurige Carpatastraße übergang, die den Flughafen und das Hurendorf mit der Hauptstadt verband.

Am Fuße von Manchis Hügel, im Westen, und näher am Tulaweg als dessen hellrotes, T-förmiges Haus, stand einsam ein gelbes Häuschen mit schiefen Wänden. Ein Haus, das zu den sogenannten Sklavenhäusern zählte, von denen man in einigen Vororten Willemstads noch ein paar Exemplare finden kann. Hier wohnte Boeboe Fiel. Sein Häuschen war zur Straße hin ausgerichtet und hatte zwei Zimmer. Das größere von beiden war sechzehn Quadratmeter groß, hatte ein Giebeldach und war innen durch eine Trennwand mit Tür (in der immer ein weißer Vorhang hing) in zwei Bereiche unterteilt: ein größeres *Sala*, ein Wohnzimmer, und ein kleines Schlafzimmer, in das gerade so ein Doppelbett passte. Dahinter schloss ein kleinerer, hölzerner Raum mit Dachschräge und drei Teilbereichen an. Hier fand man ein Esszimmer, ein durch einen Raumteiler abgetrenntes Schlafzimmer, in das nur ein Einzelbett passte, und eine kleine Küche. In diesem Häuschen wohnten Fiel und Nora mit sieben Kindern. Gott sei Dank nicht mehr mit sechzehn, denn sechs waren im Laufe der Zeit gestorben und drei waren schon aus dem Haus.

Bis auf den schmalen Pfad, der vom niedrigen Maschendrahtzaun bis zur Haustür verlief, war der vordere Teil des Anwesens von wildem, kriechendem *Anglo* überwuchert, dessen schmetterlingsförmige, gelbe Blumen gerade wunderschön blühten. In der linken Ecke des Anwesens ragte grazil ein verrosteter Fahnenmast in die Höhe, vermutlich noch aus der Zeit, als Boeboe Fiel Vorsitzender der DSW (Dominosportvereinigung Wakota) war. Auf dem hinteren Teil des Grundstücks, fünfzehn Meter vom Haus entfernt, stand

ein Holzverschlag, zwei mal zwei Meter breit und drei Meter hoch. Das war Boeboe Fiels Toilette, Badezimmer und Rumpelkammer in einem. Der Anstrich hatte schon bessere Zeiten gesehen und das Dach leckte. Doch hinter all diesem Elend befanden sich, wie die Prophezeiung der Wiederkunft Jesu Christi, die Ausschachtungsarbeiten für das Fundament eines Hauses, das der Größe von Manchis Haus in nichts nachstehen sollte. Dieses Fundament musste allerdings schon vor *sehr* langer Zeit angelegt worden sein... Der Sand an den Rändern war verweht und vom Regen durchnässt worden und hatte sich in den Abwasserleitungen festgesetzt.

Ursprünglich war der einsame Verschlag als Badezimmer vorgesehen gewesen. Deshalb gab es auch einen Holzstuhl mit einem Loch darin: einen Klostuhl, auch „Altartoilette“ genannt, wie er ebenfalls im gut situierten Europa noch zu finden ist. Aber eigentlich diente der Verschlag hauptsächlich als Rumpelkammer. Der ständige Platzmangel im Haus führte dazu, dass alles, was nicht unbedingt für den Haushalt benötigt wurde, aber auch nicht weggeworfen werden konnte - weil das eben nicht zur Philosophie armer Leute passte - „vorläufig“ in die Rumpelkammer verbannt wurde.

An der Westseite des Hauses hatte Boeboe Fiel irgendwann aus einer Laune heraus mit Holzpfehlern und Zinkplatten eine „vorläufige“ Garage gebaut. Dort stellte er seinen 200M unter. „M“ für Miete. Er war Taxifahrer. Auf dieser Seite des Grundstücks standen auch noch ein paar „vorläufige“ Hühnerställe.

Der Hang zwischen Fiels und Manchis Haus war unbebaut. Dort wucherten unzählige Blattkakteen und *Wabibäume*, doch das eine Haus war trotzdem bestens vom anderen aus zu sehen. An der Ostseite von Boeboe Fiels Haus, wo er immer mit seinen Freunden Domino spielte, stand ein kräftiger Tamarindenbaum; hoch über das altbackene Haus hinausragend, mit dichtem Geäst, das bis auf Mannshöhe hinabhing. In den Mittagsstunden, wenn die Sonne am unerbittlichsten brannte, warf er einen weitläufigen, spendablen, kühlen Schatten, der den Männern zufolge selbst im Himmel vergeblich seinesgleichen suchte.

Es war November, und der Baum hatte einige Wochen lang unzählige braune, köstliche Tamarinden getragen. Doch Boeboe Fiels Kinder und ihre Freunde hatten ihn schnell und fachkundig von seiner Last befreit.

## TEIL 2

### DER MITTAG UND DIE DÄMMERUNG

[S. 170-178]

6

Alle saßen an ihrem Platz; Chamon Nicolas und Janchi Pau im Süden/Norden; Boeboe Fiel – vor seinem Haus – und Manchi Sanantonio im Westen/Osten.

Manchi mischte.

„Du bist heute spät dran“, sagte er zu Chamon Nicolas, als er endlich mit dem Mischen fertig war und seine Hände vom Tisch hob. Chamon Nicolas nahm seine Steine und sagte: „Ein nerviger Bekannter. Bin den nicht losgeworden.“

„Passiert jedem mal“, sagte Manchi mit leicht vorwurfsvollem Unterton.

„Sonst bin ich immer einer der Ersten.“

„Ja“, sagte Janchi, „ich bin aber trotzdem sauer auf dich, ich wollte den beiden hier heute nämlich zwölf Paar Schuhe verpassen, aber weil du so spät dran bist, können es jetzt höchstens zehn werden.“

„Na, das ist doch auch schon eine ganze Menge!“, sagte Chamon, und fühlte sich schon wieder wie zu Hause.

„Abgemacht“, sagte Janchi, immer noch scherzend, während er Chamon über den Tisch hinweg die Hand reichte: „Dann einigen wir uns auf zehn Paar Schuhe.“

7

Die ersten beiden Partien der ersten Runde verliefen so schnell wie die Fingerübungen eines routinierten Pianisten. Das Kuriosum, dass Janchi Pau und Chamon Nicolas beide Partien gewonnen hatten, betrachteten die Männer als reinen Zufall.

Die dritte Partie verlief etwas zäher.

Chamon Nicolas eröffnete mit einer Doppel-Sechs. Manchi legte eine Sechs-Drei an, und Janchi reagierte mit einer Doppel-Drei. Auf der anderen Seite „brach“ Boeboe die Sechs mit einer Sechs-Zwei und Chamon legte eine Zwei-Null an. Manchi konterte erneut mit einer Vier-Null. Und dann wurde das Tempo rausgenommen. Chamon Nicolas wollte nämlich unbedingt über die Wucherpreise für Nahrungsmittel diskutieren, und Janchi stieg voll darauf ein und weitete die Diskussion auf alle anderen Produkte aus. In einer langen Tirade gab Janchi den „Ausländern“ die Schuld an allem, was auf der Insel falsch lief. Jetzt hatte er die Augen auf das Spiel gerichtet, damit die anderen glaubten, er würde nachdenken, während er in Wirklichkeit an Solema dachte und überlegte, dass sein Vortrag so nicht ganz richtig gewesen war.

„Wir müssen selbst produzieren“, hatte sie zu ihm gesagt. „Es liegt nicht nur an den Ausländern; wir selbst haben genauso viel Schuld daran. Warum können wir nicht, was andere können?“

„Vielleicht“, dachte er leicht verbittert, „lag sie damit doch nicht ganz richtig?“. Er schlug währenddessen mit einem lauten Knall die Vier-Drei an die Vier-Null, die Manchi zuvor zögerlich gespielt hatte, sodass die Auslage mit zwei Dreien endete. Zwei Vieren wären nicht sinnvoll gewesen, da er keine Vier mehr hatte: „Die anderen können alles, was wir Einheimischen nicht können, weil sie Kapital haben“, sagte er danach, „sie leihen sich gegenseitig Geld und unterstützen sich, und sie arbeiten *gegen* uns.“ Er dachte an die Gespräche mit Solema über die professionelle Herstellung von Tischen aus Wabiholz, und sagte wieder: „So lange wir nichts gegen die Ausländer unternehmen, haben wir keine Chance.“ Chamon Nicolas, den die zwei mühelos gewonnenen Partien ermutigten, sagte: „Du hast Recht.“ Er wagte sogar einen Scherz auf Kosten von Boeboe Fiel. „Ihr Taxifahrer seid die einzigen schwarzen Kapitalisten auf dieser Scheißinsel. Ihr macht doch, was ihr wollt.“

„Sofern die Reisebusse das zulassen“, ärgerte Janchi ihn.

Boeboe, der lieber nicht an seinen bevorstehenden Vorsitz erinnert werden wollte, machte mit der linken Hand eine abwiegende Geste in Janchis Richtung. Er fühlte sich auf einmal wieder müde und träge, gerade jetzt, wo das Spiel erst angefangen hatte. Er war zwar mit vier Zweien gut aufgestellt – unter normalen Umständen hätte ihm das

möglicherweise den Sieg eingebracht – doch jetzt sah es düster aus. Nein, er sah das Spiel einfach nicht: In der verhältnismäßig kurzen Zeit, die er auf Janchis Zug gewartet hatte, waren seine Gedanken wieder zu den Genüssen des gestrigen Abends abgeschweift. „Ich muss darauf achten, mich heute Mittag nicht zu oft an die Wand zu lehnen“, sagte er sich, während er sich mühsam aufrichtete, „sonst schlafe ich noch ein.“ Lethargisch spielte er an seinem Bauchnabel herum, während er an die Herrlichkeit des Schlafens dachte: Dort, auf einem Stück Pappe, unter dem 200M oder hier, in einer Hängematte, in diesem spendablen, kühlen Schatten, der ihm jetzt, weil er sich ihm nicht hingeben konnte, so viele Scherereien machte.

„Du bist dran, Boeboe“, sagte Manchi. Er ließ die Drei-Zwei achtlos fallen und kraulte sich weiter den Bauch. Das war gerade sowieso der einzige Stein, den er spielen konnte.

„Nicht so lax, Kamerad Boeboe“, sagte Manchi und rückte den Stein ordentlich an das passende Ende der Auslage. „Ja ja“, antwortete Boeboe abwesend.

Jetzt war Chamon an der Reihe. Der hatte, neben drei anderen Steinen, die Drei-Null und die Drei-Eins; Zweien hatte er keine. An der einen Seite der Auslage lag eine Zwei und an der anderen Seite eine Drei. Er musste also nicht lange nachdenken, vor allem, weil er zuvor eine Null gespielt hatte, die Manchi prompt „gedeckt“ hatte.

Er müsste die Null einfach nochmal spielen und das bedeutete nichts anderes, als die Drei-Null auf die offene Drei zu spielen. Er beschloss, sich ebenfalls Zeit für seinen Zug zu lassen und tat so, als würde er intensiv nachdenken. Boeboe und Manchi könnten so auf den Gedanken kommen, dass er sowohl Zweien als auch Dreien – die er eben nicht hatte – im Überfluss besaß und würden sich hüten, ihm diese Zahlen zuzuspielen, was die Wahrscheinlichkeit verringerte, dass er zum Passen gezwungen würde.

Dieses überflüssige Nachdenken störte Boeboe Fiel natürlich enorm. Um nicht in völlige Trance zu verfallen, beugte er plötzlich seinen massigen Oberkörper über den Tisch und starrte eine Zeit lang mit weit aufgerissenen Augen auf die Steine. Er tat so, als würde er konzentriert die nächsten Züge planen und vielleicht war das auch wirklich seine Absicht. Aber die Sonne, die jetzt grell vom roten Dach von Manchis Haus reflektiert wurde, machte ihm zu schaffen. Seine Augen fingen an zu tränen und die Augen der

Dominosteine tanzten plötzlich als Sternchen über den Tisch: Sternchen in einer dunklen Nacht. Zum Glück merkte er rechtzeitig, dass die Augen der Dominosteine versuchten, ihn auf eine subtile Art zu hypnotisieren.

Er richtete sich wieder auf und rieb sich so unauffällig wie möglich die Augen. Die reflektierenden Sonnenstrahlen machten ihm immer noch zu schaffen, dabei war das sonst nie ein Problem. Er fand es schade, dass er wegen Manchi nicht erzählen konnte, wie er die Nacht verbracht hatte: in Michas Armen. Das hätte ihn bestimmt etwas munterer gemacht. Allerdings müsste er dann vielleicht auch von den achtzig Gulden erzählen.

Natürlich war es dumm gewesen, alles auf eine Karte zu setzen. Aber er könnte dann eben auch erzählen, *dass ihn die ganze Nacht mit der Hure keinen einzigen Cent gekostet hatte!* Nein, er würde es auf jeden Fall erzählen, das war schließlich eine Glanzleistung. Und, verflucht nochmal, was für eine feuchte Fotze! Und keine Frau, dachte er, die Ekstase erneut durchlebend, die einfach abwartete, sondern eine, die sich nahm, was sie wollte. Eine verdammt *gierige* Frau! Die einfach nicht genug kriegen konnte. Papi, Papi, PAPI! Gib mir *alles*, was du hast! Du hast nichts mehr...?! O, BOEBOE! Es war schon lange her, dass jemand seinen Schwanz so verzweifelt angefleht hatte. Verdammt lange! Und deshalb war dieses Dominospiel grausam, zu grausam. Wenn ein Mann mit einer Frau geschlafen hatte, so wie er mit Micha, dann konnte er zwei Dinge tun: Es in allen Einzelheiten seinen Freunden erzählen, oder einen ganzen Tag lang daran denken – sinnierend und genießend. Aber nicht darüber zu sprechen, und nicht darüber sprechen zu dürfen, die Gedanken daran sogar verbannen zu müssen, weil man sich auf etwas anderes konzentrieren musste: ACH! Und wie er sie sich geangelt hatte! Verdammt nochmal, das hatte doch was zu bedeuten, wenn so eine Frau einen dazu auserwählt, zusammen ihren Geburtstag zu feiern? UMSONST?! Es war ja nicht so, als wäre er der einzige Mann im Dorf!? Das Kribbeln nahm zu und fast hätte er gelächelt, während er sich den Bauch rieb: Ein verdammt guter Trick, ihn mit dem Foto ihres Kindes in ihr Zimmer zu locken. Was für eine Frau!

„Du solltest dich nicht so viel kratzen, Freund Boeboe“, sagte Manchi plötzlich, „das gehört sich nicht. Und du, Chamon, könntest endlich mal deinen Zug machen.“



Boeboe schreckte aus seiner Träumerei hoch und sagte: „Entschuldige.“ Um schnell von sich abzulenken, wandte er sich an Chamon: „Leg doch endlich was, damit an diesem Dominotisch auch mal was *passiert!* Du weißt schon, dass du dran bist, oder? Oder träumst du vor dich hin?!“

„Ich denke in Ruhe nach“, flunkerte Chamon, „das ist ja wohl mein gutes Recht, oder etwa nicht?“

„Hmm“, sagte Boeboe, und beschloss, dass er etwas tun musste. Er musste dafür sorgen, dass an diesem Dominotisch endlich etwas passierte, sonst würde es ihn einfach überkommen und er würde ihren Namen schreien: Micha, Micha, MICHA. „NORA“, rief er plötzlich. „Nora, Nora, Noraaa!“ Er *musste* etwas tun!

„Ihr wollt bestimmt einen Schnaps, oder?“ Gott sei Dank sagten alle ja, obwohl sie für gewöhnlich nur nach den Partien tranken und nie währenddessen. Statt seinen Zug zu machen, legte Chamon seine Steine auf den Tisch und schob den Stuhl ein Stück nach hinten. Das war seine Art, eine Pause vorzuschlagen, die so lange dauern würde, bis Nora mit dem Schnaps gekommen war. Davon überzeugt, mit seinem überflüssig langen Nachdenken sowohl Boeboe als auch Manchi verwirrt zu haben und glücklich über die Aussicht auf einen zusätzlichen Schnaps, sagte er danach herzlich: „All unsere Probleme werden gelöst, wenn unser Freund Manchi hier Richter wird.“

„Meine Güte, hör doch bitte mit diesem Schwachsinn auf, Chamon“, sagte Janchi.

„Schwachsinn? Warum das? Unser Manchi ist doch schon lange beim Gericht, nicht wahr? Wie lange schon, Manchi?“

„Schon über dreißig Jahre.“

„Schwachsinn“, sagte Janchi unbeeindruckt, „ein Gerichtsvollzieher wird nicht einfach so Richter.“ Er sah Manchi kurz an und fügte hinzu: „*Normalerweise* nicht, jedenfalls.“ Er betonte das Wort *normalerweise* extra, weil er Manchi triezen wollte, aber Manchi ließ diese Spitze würdevoll über sich ergehen.

„Das ist mir egal“, sagte Chamon. Er fand, er könne seinem Partner ruhig offen die Meinung sagen, schließlich hatte er ihr Spiel vorangetrieben und deshalb war er derjenige, der die Partie in erster Linie für sie gewinnen konnte. „Sie sind sowieso nur dazu da, uns Bürgern Ärger zu machen.“

Die neue lockere Wendung, die das Gespräch genommen hatte, weckte Boeboes Interesse. Sie erinnerte ihn außerdem an die Geschichte von Manchi, die er vor Wochen erzählt hatte.

„Wie lange müsstest du studieren, Freund Manchi, bevor du zum Richter befördert werden könntest?“, fragte er interessiert.

„Ach“, sagte Manchi unbeirrt, „ungefähr drei Jahre, glaube ich“.

„Nur?“, fragte Boeboe.

„Ich habe ja schon Erfahrung.“

„Du hast auf jeden Fall gute Chancen, Manchi“, sagte Chamon und strahlte, „sie nehmen heutzutage auch Schwarze.“

„Aber nicht *jeden*“, sagte Manchi. „Sie machen das heutzutage zwar ab und an, aber sie nehmen bestimmt nicht den Erstbesten.“

„Das wäre auch nicht richtig“, sagte Boeboe schulterzuckend, „an einen Richter sollte man schon hohe Ansprüche haben.“

Nora erschien mit den Kurzen, die die Männer sich schnell einverleibten. Chamon verzog das Gesicht, so beißend war der Alkohol. Janchi trank seinen Schnaps ganz lässig.

Manchi bedankte sich bei Nora und wischte sich danach mit einem Taschentuch den Mund ab. Boeboe schmatzte mit der Zunge, rieb sich den Bauch, der jetzt auch von innen in Flammen stand, und sagte lachend: „Stellt euch das mal vor. Unser Freund Manchi hier, *Richter!*“

„Dann wird alles viel einfacher“, sagte Chamon.

„Dann pass aber bloß auf“, sagte Boeboe, nachdem er diese Vorstellung erst selbst auskosten hatte, „dass dir nicht ein anderer Richter deine Frau wegschnappt, so wie es diesem einen Richter passiert ist.“ Er lachte dröhnend. Der Rum tat ihm gut. Chamons runder Bauch, dessen Nabel herausguckte, bebte ebenfalls vor Lachen. „Der war gut!“, sagte er.

Manchi bedachte ihn mit einem gutmütigen Lächeln. Die Erinnerung an diesen Triumph schmeichelte ihm. Weil Boeboe dieses Thema angeschnitten hatte, vergab er ihm auch sein achtloses Spiel und dieses eklige Gekratze. Allerdings fand er, dass Janchi etwas übermütig war, also wollte er ihm zu denken geben.

„Genau genommen ist es völliger Quatsch, auf dieser Insel von Ausländern zu sprechen. Wir sind hier schließlich *alle* Ausländer. Chamon kommt sogar von Saba, stimmts?“

Diese Bemerkung verletzte Chamon: „Ach komm schon, Manchi, genau genommen bin ich ein Einwohner von Curaçao, weil ich mich als einer fühle. Was hätte ich in Gottes Namen jetzt noch auf Saba zu suchen?! Ich bin schon über fünfundzwanzig Jahre hier.“

„Weiß ich“, sagte Manchi spitz. „Weiß ich.“ Er machte eine gewichtige Pause und fuhr dann fort: „Aber vor dem Gesetz, Freund Chamon, vor dem *Gesetz* bist du ein Einwohner von Saba. Und Gesetz ist Gesetz. Da kann man nichts machen. Auch ich nicht. Du kannst hundert Jahre in einem Land leben, aber so lautet nun mal das Gesetz.“

„Ich bin aber auf jeden Fall Antillianer“, wandte Chamon ein, „und somit kein Ausländer.“

„Das ist nicht das Gleiche“, sagte Boeboe als der typische Wähler der Nationalen Volkspartei, der er nun mal war. „Es geht hier um Curaçao. Der Rest steht nur auf dem Papier.“

Chamon schwieg.

„Wenn Manchi also Richter wird“, sagte Janchi nicht ohne Schadenfreude zu Chamon, „dann weiß du, was dich erwartet: Er schmeißt dich von der Insel, stimmts, Manchi?“

„Natürlich nicht. Mit wem sollten wir dann Domino spielen?! Nein, ich möchte euch einfach nur klarmachen, dass wir auf dieser Insel eigentlich alle Ausländer sind. Der Großteil von uns ist früher aus Afrika hierhergekommen, ein Teil stammt aus den Niederlanden, dann gibt es die Juden, die Araber, die Chinesen, die Portugiesen und viele Leute aus den direkten Nachbarländern. Ich habe mal irgendwo gelesen, dass auf dieser Insel mehr als fünfzig Nationalitäten vertreten sind. Genau, in einem meiner Berichte habe ich das gelesen. Es ist also eine Insel ohne Einheimische.“

„Eine Insel, die *niemandem* gehört?“, fragte Boeboe ungläubig.

„Oder eine, die *allen* gehört“, sagte Manchi triumphierend. „Deshalb ist es Unsinn, auf Rasse oder Herkunft herumzureiten. Die Insel muss einfach nur *demokratisch* sein.“

„Du redest von der Demokratischen Partei“, sagte Chamon Nicolas, der als Bürger der „Inseln über dem Winde“ merkwürdigerweise die NVP wählte, weil seine Mutter fand, die Partei sei „gebildeter“ - der Gründer war nämlich ein Doktor der Rechte.

„Aber wir Schwarzen machen den größten Anteil aus“, sagte Janchi. „Die anderen haben Geld, aber wir sind in der Überzahl, wie man es auch dreht und wendet. Wir sollten also auch an der Macht sein.“

Er hatte das Gefühl, Solema würde ihm darin voll und ganz zustimmen, wenn sie hier wäre. Sie war, mehr als er, für das Motto „Alle Macht dem Volke“.

„Lasst uns weiterspielen“, sagte Manchi etwas vorschnell.

„Richtig“, sagte Chamon Nicolas, „der Großteil ist schwarz. Schwarze sollten also auch an der Macht sein, wie man es auch dreht und wendet.“ Endlich knallte er die Drei-Null auf den Tisch. Die Steine hüpfen kurz über die Tischplatte und schwebten für den Bruchteil einer Sekunde in der Luft, wie Möwen auf dem Wasser.

„Richtig“, sagte Janchi, während er die Steine ordnete, „ich stimme deiner Black-Power-Haltung voll und ganz zu, Chamon.“

„Ach“, sagte Manchi verärgert, „ihr mit eurer Black Power... Schwarze können nicht regieren. Das wurde schon oft genug bewiesen. Sie sind faul. Und sie haben kein Verantwortungsbewusstsein.“ Mit einer geringschätzigen Geste spielte er die Sechs-Null an Chamons Drei-Null. Das war seine einzige Möglichkeit, doch er hoffte, Janchi damit zum Passen zu zwingen.

„Die Schwarzen bekommen einfach keine Chance“, ereiferte sich Janchi Pau, ohne erkennen zu lassen, ob er etwas anlegen konnte, oder nicht. „Sie haben seit der Sklaverei einfach keine einzige Chance bekommen!“

Manchi schwieg. Er wollte nicht tiefer in diese politische Debatte eintauchen, weil er wusste, dass solche Gespräche leicht in Streit ausarten konnten. Darauf hatte er gerade, vor allem ohne seinen Revolver, keine große Lust. Außerdem interessierte es ihn viel

mehr, ob Janchi passen würde oder nicht. Der beugte sich plötzlich hochkonzentriert über die Steine.